

# Jugend-Bildung

in einer Schul- und Haus-Unterrichtsmethode

von Dr. J. G. Herbart

Leipzig, bey C. O. Neumann, Neuberger Buchhandlung, 1806.

Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag des Verlegers

und alle Buchhandlungen

haben die Erlaubnis

zu verkaufen

die kleinen Statuen, die

zu dem Buche gehören

ohne Kosten

zu beziehen

zu Leipzig, 1806.

Verlag des Verlegers

und alle Buchhandlungen

# Jugend-Bibliothek,

in einer Auswahl

vorzüglicher englischer

## Jugendchriften

in deutscher Uebersetzung;

für

Kinder religiöser Erziehung

aus allen Ständen.

[Serie 1.]

---

V.

Die Kleinen Italiener, oder: die verlorenen Kinder auf dem St. Bernhard.  
Helenens Traum.

Eine Erzählung aus dem Ardenner-Walde.

Keine Tugend ohne Kampf, kein Kampf ohne Lohn.

---

Mugsburg, 1851.

Verlag der A. Kollmann'schen Buchhandlung.

(Gedruckt in deren eigener Offizin.)

1.

## Die kleinen Italiener,

oder:

Die verlorne Kinder auf dem St. Bernhard.

2.

## Helenens Traum.

3.

Eine Erzählung  
aus dem Ardenner-Walde.

4.

Keine Tugend ohne Kampf,  
kein Kampf ohne Lohn.

---

Erzählungen für die Jugend.

Aus dem Englischen.

---

Mugßburg, 1851.

Verlag der A. Kollmann'schen Buchhandlung.

Die kleinen Stalener

Die ersten Kinder des St. Petersburg

F 200

JUG  
Seltene Präm.



Kein Kampf ohne Lohn  
66/1668 D

Grüßungen für die Jugend  
aus dem Englischen.

München, 1881  
Verlag von A. Köhnen'scher Buchhandlung

Die kleinen Italiener,  
 oder: Von den verlor-  
 nen Kindern auf dem St. Bernhard.

Die verlor-  
 nen Kinder auf dem St. Bernhard.

**A**m Gipfel eines Hügels, mit der Aus-  
 sicht auf eine kleine Seestadt im Nor-  
 den Italiens, stand einst und steht vielleicht  
 noch ein Kirchlein zu Ehren der schmerzhaft-  
 en Mutter Gottes. Die Frühmesse wurde  
 gelesen, und viele Landleute traten ein, um  
 derselben vor dem Beginne ihrer verschiede-  
 nen Arbeiten beizuwohnen. Diese armen  
 Italiener waren ungebildet und in vielen  
 Dingen unwissend, aber recht fromm. Sie  
 gingen nie zu ihren weltlichen Geschäften,  
 ohne vorher dem himmlischen Vater für den  
 Schutz der Nacht gedankt zu haben, und die  
 folgenden Stunden des Tages wären nach  
 ihrer Vorstellung ohne Segen gewesen, wenn

ste sie nicht durch andächtige Anhörung der Frühmesse geheiligt hätten.

Ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen waren unter den Anwesenden. Sie schienen ungefähr in gleichem Alter, und der Aehnlichkeit nach höchst wahrscheinlich Geschwister zu sein. Ein Mann von finstern, widerwärtigem Aussehen folgte ihnen dicht nach und schien sie nicht ohne Grund so genau zu beobachten; denn er verwandte kein Auge von ihnen, als sie nebeneinander hinknieten und den Rosenkranz mit großer Andacht beteten. Sobald die Messe vollendet war, verließen die kleinen Italiener die Kirche, kehrten aber nicht auf dem Wege zum Dorfe heim, sondern gingen raschen Schrittes weiter über Land; der widerwärtige Mann hatte sie bald eingeholt.

„Gott und unsere Liebe Frau sei mit Euch an diesem schönen Morgen; wo gehst Du hin, meine holde Nina?“ sagte er zum kleinen Mädchen.

„Die kleine Gelsomina ist heute früh krank, und die Mutter hat uns nach Kräutern ausgesandt, ihr ein kühlendes Getränk zu bereiten. Dann müssen wir Blumen für einige

fremde Damen sammeln, welche zu lernen wünschen, wie man sie in Vasen windet. So haben wir ein langes Lagerwerk vor uns, Herr Pietro, und müssen Ihnen guten Morgen wünschen, setzte das kleine Mädchen hinzu, das ihren Begleiter nicht gerne zu sehen schien.

„Werkwürdig, daß fremde Damen diese Dinge nicht selber verstehen,“ murmelte Pietro. „Wahrhaftig kein Kind ist im Dorfe, das nicht Vasen von allen Größen und Arten in Blumen zu winden wüßte. Ich bin aber gekommen, um Dir diese Morgenarbeit zu ersparen, meine kleine Nina, Deine Mutter ist mir begegnet, und ich gab ihr einige Kräuter gegen Gelsomina's Husten. Ich trage sie immer bei mir und sie sind allen Uebrigen, die auf dem Hügel gesammelt werden, vorzuziehen. Und was die Damen betrifft, so haben sie sagen lassen, daß sie heute nicht zu Hause wären, und Ihr die Blumen erst morgen bringen solltet.“

„Wahrhaftig!“ rief der Knabe, der noch nicht gesprochen hatte, „dann brauchen wir heute früh keine Blumen zu sammeln, Nina, denn bis Morgen würden sie alle Frische und Schönheit verlieren.“

„Ganz recht, Meister Pippo,“ erwiderte der Mann. „Deine gute Mutter gab mir den Auftrag an Dich, und zugleich die Erlaubniß, Dir das Schiff im Hafen sehen zu lassen, auf das Du neulich so begierig warst.“

„Komm Nina, komm gleich!“ rief der Knabe freudig.

Wie gütig von Ihnen, Herr Pietro, uns das wunderbar große Schiff sehen zu lassen!“

„Durchaus nicht,“ erwiderte der Mann mit herablassender Miene. „Du bist ein braver Junge, Pippo, und verdienst ein Vergnügen. Und Du, meine kleine Nina, wirst wohl auch mit uns kommen, um das wunderbare Schiff zu sehen, nicht wahr?“

„Nein,“ antwortete das Mädchen kalt. „Ich gehe zur Mutter heim; sie braucht mich gewiß, denn Gelsomina ist sehr krank.“

„Oh Nina, Nina!“ rief der Knabe, „geh nicht heim; komm mit uns zum großen Schiff, das uns Herr Pietro zeigen will; Du weißt, daß ich kein Vergnügen ohne Dich habe.“

„Sehr wahr Nina,“ sagte der Mann, den Nina's Entschluß zu verdrießen schien. „Es wäre unfreundlich von Dir, den Pippo allein gehen zu lassen, da Du weißt, daß er keinen

Genuß ohne Dich hat. Wie wäre es auch möglich, da er Dein Zwillingenbruder ist? Zwillinge sind ohne einander nie glücklich.“

„Mir ist's leid, den lieben Pippo zu verdrießen,“ sagte Nina unschlüssig, „aber ich fürchte, die Mutter könnte mich bei Gelsomina brauchen.“

„Das ist nicht der Fall,“ sagte Pietro dreist; „Deine Base Lucille ist heute vom Lande hereingekommen und hat versprochen zu bleiben, und für das Kind zu sorgen; und Deine Mutter wünscht, wie sie mir sagt, daß Du mit Pippo gehest, da es nicht wahrscheinlich ist, daß Ihr bald wieder etwas Aehnliches zu sehen bekommt!“

„Nun wohl,“ erwiderte Nina, ihren Bruder zärtlich bei der Hand fassend, „es liegt mir nicht viel an dem Schiffe, aber recht viel daran, dem lieben Pippo gefällig zu sein; wir wollen also alle miteinander gehen, wenn es Euch beliebt, Herr Pietro.“

„So ist's recht,“ sagte der Mann sichtlich erfreut. Sie kehrten miteinander um und stiegen den Hügel hinab.

Nina theilte bald die Freude des Bruders, schien aber eine instinktmäßige Abneigung

gegen Pietro zu haben, vor dem sie zurückschrak, wenn er es versuchte, ihre Hand zu fassen, oder sie über die steilsten Stellen des Weges hinüber zu bringen.

Das Schiff, welches sie sehen wollten, war ein nach Genua segelndes Dampfschiff, welches in Folge des nächtlichen Sturmes in den Hafen eingelaufen war. — Sie waren darüber entzückt, denn nie hatten sie früher ein größeres Fahrzeug als einen Fischerkahn bestiegen. Nachdem sie das ganze Verdeck, die gewaltigen Mastbäume, und die großen Röhren bis zur Ermüdung betrachtet hatten, lud sie Pietro ein, die untere Einrichtung des Schiffes anzusehen. Nina aber fühlte Schwindel und weigerte sich, trotz allem Zureden die Leiter hinabzuklettern. Pietro empfahl ihr also, sich ganz still zu verhalten und die Augen gegen den Schwindel zu schließen, und stieg allein mit Pippo hinab. Nicht lange währte es bis Pippo eine ungewöhnliche Bewegung des Schiffes wahrnahm, und bald darauf hörte er Nina's Stimme rufen: „Pippo! Pietro! kommt gleich herauf! Das Schiff bewegt sich, wir werden zu spät an's Ufer kommen!“ Pippo wollte augenblicklich auf's Verdeck lau-

fen, Pietro aber faßte ihn beim Arm und verhinderte es mit herzlichem Lachen.

„Thorbett, Bippo! kümmere Dich nicht um das einfältige Mädchen. Ihr seid Beide in der Einbildung seekrank. Das Schiff verläßt den Hafen vor zwei Stunden nicht.“ Bippo glaubte ihm und unterbleibt sich ein paar Minuten länger mit der Betrachtung der seltsamen Kajüteneinrichtung. Als aber die Bewegung des Schiffes noch unzweifelhafter ward und die erschrockene Nina noch lauter schrie, machte er sich von Pietro los und stürzte auf's Verdeck. Seine Schwester warf sich in seine Arme und rief: „Oh Bippo, wir sind verloren, wir sind verloren! Das Schiff zieht aus dem Hafen.“

Es war in der That so, das Dampfboot war bereits in ziemlicher Entfernung vom Ufer und Bippo sah eine Zeitlang in stummer Verwunderung vom Schiff auf's Land und vom Land in's Schiff; dann lief er zur Leiter und schrie laut: „Pietro! Pietro! komm herauf um Gottes und aller Heiligen willen, oder das Schiff wird halbweg nach Genua segeln und wir werden nie zurück kehren.“

Pietro hörte nicht oder wollte nicht hö-

ren; er gab keine Antwort, endlich stief Pippo und Nina dicht hinter ihm, die Leiter hinab. Pietro war dem Anscheine nach so erschrocken, als sie selbst. „Was soll aus uns werden? Was sollen wir thun?“ sagte er hastig zu Nina.

„Ich rief Euch, sobald das Schiff sich zu bewegen anfing, aber Ihr gabet nicht Acht auf mich,“ sagte die arme Nina.

„Das war nicht genug,“ antwortete er ungeduldig; „Du hättest rufen sollen, als die Glocke läutete. Jetzt werden wir bis Genua segeln müssen — das Schiff läßt in keinen näheren Hafen ein.“

Nina sang bei dieser Kunde bitterlich zu weinen an, und Pippo beschwor Pietro, beim Schiffscapitän zu erwirken, daß sie ein Kahn nach der Stadt zurückbringe; er aber versicherte, daß dieses unmöglich, da der Capitän in diesem Augenblicke zu sehr in Anspruch genommen sei, um auf seine Rede zu merken. Endlich aber, von ihren trostlosen Geberden scheinbar gerührt, gebot er ihnen, ruhig unten zu verweilen, bis er mit dem commandirenden Officiere gesprochen und gesehen habe, was für sie geschehen könne, Bald aberkehr-

te er mit höchst betrübter Miene zurück und sagte, daß der Capitän sich nicht nur weigere, sie an's Ufer zu setzen, sondern gedroht habe ihnen die Uebersfahrt, als set sie freiwillig geschehen, zahlen zu lassen, wenn sie ihn noch länger belästigten. Da sie ohne Geld waren, so beschwichtigte sie diese Drohung ohne weiteres, und als Pietro ihre bereitwillige Unterwerfung wahrnahm, versuchte er es, sie durch die Versicherung zu ermutigen, daß sie bald in Genua sein und von dort aus, in vier oder fünf Tagen, leicht den Weg in ihr heimatliches Dorf zurück über Land finden würden.

„Fünf Tage!“ seufzte Nina. „Oh wie lange werden sie der Mutter und Gelsomina vorkommen!“

„Und wovon sollen wir die ganze Zeit leben, Herr Pietro?“ fragte der Knabe; „da wir kein Geld haben und Sie sagen, daß Sie auch keines haben.“

„Ich hab' es!“ rief Pietro, als leuchte ihm ein herrlicher Gedanke ein. „Ich werde eine Drehorgel für Dich, und ein Murrelthier für Nina aufstreiben, und wenn wir so durch die Dörfer ziehen, wird uns Jeder ein Nachtlager und Abendbrod für ein lustiges

Lied und einen Blick auf Nina's weißes Mäuschen geben."

Es fiel keinem der armen Kinder auf, daß, wenn Pietro kein Geld habe, um die Rückfahrt nach Genua zu zahlen, er auch keines haben konnte, um die Drehorgel und das Murmelthier zu kaufen; aber es leuchtete ihnen ein, daß Bippo keine lustigen Lieder auf diesem Instrumente spielen konnte, da ihm noch kein solches zu Gesicht gekommen war; und diese traurige Thatsache bestätigten sie mit angstvoller, zweifelhafter Geberde. Pietro aber lachte und meinte: es sei dazu nicht viel Geschicklichkeit erforderlich, das sollten Beide in fünf Minuten lernen, und ein angenehmer Zeitvertreib wird's werden, fügte er bei, Nina wird ihr Murmelthier so lieb gewinnen, daß sie sich davon gar nicht mehr wird trennen wollen. Nina's Züge heiterten sich bei dem Gedanken an ihren künftigen Liebling auf und sie sagte:

„Darf ich's alle Tage selbst füttern, Herr Pietro? und es der kleinen Gelsomina schenken, wenn ich sie wieder sehe? sie wäre so froh so ein liebes, kleines Ding zu Herzen.“

„Ganz gewiß,“ sagte Pietro, „kannst Du's

Gelssomina geben — wenn Du sie wieder-  
siehst," fügte er mit gedämpfter Stimme bei.

Darauf ließ er die Kinder in einem Win-  
kel der Kajüte niederlegen und rieth ihnen, so  
lang als möglich vor ihrer Ankunft in Genua  
auszurufen. Nina aber wollte zuerst ihr  
Nachtgebet verrichten.

"Bah!" sagte Pietro ungeduldig; "es ist  
noch früh am Morgen, wozu das Nachtgebet?"

"Nina hat recht," sagte Pippo ernst.  
"Wir sagen unser Nachtgebet, damit uns der  
allmächtige Gott während dem Schläfe be-  
hüte; wachend oder schlafend, bei Tag und  
bei Nacht bedürfen wir Seines Schutzes."  
Er faßte Nina's Hand. Beide knieeten nieder,  
sprachen einige kurze, einfache Gebete, und  
legten sich dann neben einander auf den Boden  
der Kajüte hin; Pietro warf einen großen  
Mantel über sie, und bald waren sie einge-  
schlafen.

Es war völlig Nacht, als sie in Genua  
landeten, Pietro führte die bestürzten Kinder  
Straßen auf und ab, bis sie endlich an ein  
unansehnliches Wirthshaus kamen; da sprach  
er ein paar Worte zu einem, an der Thüre  
stehenden Manne, der sie augenblicklich in ein

Zimmer zu ebener Erde führte. Pietro bestellte ein Nachtessen, und nach eingenommener Mahlzeit, zeigte er auf ein Bett am andern Ende des Zimmers hin und hieß die Kinder schlafen, während er sich nach der Drehorgel und dem Murrethiere umsehen wollte. Gerne gehorchten sie seinem Befehle, denn sie waren durch die Abentheuer des Tages völlig erschöpft, und bemerkten nicht einmal, daß er die Thüre sorgfältig hinter sich schloß. Es war heller Tag, als Pietro in's Wirthshaus zurückkehrte, und den Kindern zurief, daß sie sich aufmachen und schnell bei der Hand sein müßten, wenn sie ihre Mutter in fünf Tagen wiedersehen wollten. Er schlang die Orgel um Pippo's Schultern, übergab das Murrethier Nina's Sorge und sprach vom Frühstück, das er in seinem Bündel trage und woran sie unterwegs theilnehmen sollten. So traten sie die Reise in ziemlich heiterer Laune an. Es war Mittag, bis sie wieder unter dem Schatten eines großen, alten Baumes rasteten. Pietro breitete das mitgebrachte Frühstück auf den Rasen aus, nahm Pippo die schwere Orgel ab und lehrte die entzückten Nina das Murrethier füttern und

Lieblosen. Nachdem sie ein paar Stunden geruht hatten, setzten sie ihre Reise fort. Nina machte Blumenkränze auf dem Wege, und so oft sie an dem Bilde des gekreuzigten Heilandes oder der allerheiligsten Jungfrau vorüberzogen, knieten die beiden kleinen Italiener zum Gebete nieder, wie sie es in ihrer Heimath zu thun gewöhnt waren; Nina brachte ihre Blumen der Mutter Gottes dar, oder wand sie um die Stirne des göttlichen Kindes auf ihren Armen. Pietro war sehr gut gegen sie und gab ihren Wünschen gern Gehör, oft verkürzte er auch die Zeit durch Erzählungen aus den fernen Ländern, die er besucht, so daß Pippo am Ende selbst die Reiselust anfaß. Die sanfte, kleine Nina aber seufzte immer noch nach der Mutter und Gelsomina, und stellte am Schlusse jeden Tages die nämliche Frage: „Herr Pietro, wann werden wir zu Hause sein?“ Anfangs antwortete Pietro stets mit großer Zuversicht: „in fünf oder sechs Tagen, meine holde Nina!“ Fünf oder sechs Tage verstrichen aber, ohne daß die Kinder irgend eine Spur ihres Heimathlichen Dorfes entdeckten, auch die Kirche auf dem Hügel, nach der sie immer als ein unfehlbares

Kennzeichen hingeblickt, wollte sich nicht zeigen. Da begannen sie an Herrn Pietro's gerühmter Kenntniß des Landes zu zweifeln, er selbst schien die Straße, die sie verfolgen sollten, nicht mehr sicher zu erkennen, endlich bekannte er ihnen am zehnten Tage, daß er den Weg gänzlich verloren habe und nicht einmal wisse, in welchem Theile Italiens sie sich befänden. Stumm vor Bestürzung vernahmen sie dieses Bekenntniß; Pietro hielt ihr Schweigen für Gleichgültigkeit und fuhr fort, die Schönheit fremder Länder zu preisen und ihnen die Versicherung zu geben, daß er sie, wenn sie sich seiner Leitung ferner anvertrauen wollten, in ein ferneß Land, England genannt, führen wolle, wo sie mit Hülfe der Drehorgel und dem Marmelthiere viel Geld gewinnen, und gegen das Ende des Sommers reich und glücklich zu ihrer Mutter und Gelsomina heimkehren könnten. Pippo schien anfangs diesem Rathe nicht abgeneigt, Nina aber antwortete unter Thränen:

„Gegen das Ende des Sommers, Herr Pietro? die Mutter wird vor Weinen und Wachen lange vor dem Ende des Sommers gestorben sein. O führen Sie uns heim, ich

Bitte recht schön, zur Mutter und Gelsomina!"

Pippo's Herz wurde bei den Thränen seiner Schwester weich und er sagte auch:

„Führen Sie uns heim, Herr Pietro, Jammer und Noth werden über Sie kommen, wenn Sie die Kinder von der Mutter wegnehmen; führen Sie uns heim, ich bitte recht schön!“ Auf all ihr flehentliches Bitten erwiederte Pietro kalt: „thut, was Ihr wollt; ich gehe nach England; Ihr mögt sehen, wie Ihr heim findet; ich kann nicht mehr Zeit mit Euch vertragen;“ bei diesen Worten ging er trotzig weiter. Unglückliche Kinder! was wollten sie thun? Selbst Pietro's Gesellschaft war ihnen weniger schrecklich, als die Aussicht, ein fremdes Land allein zu durchwandern. Sie folgten ihm also gesenkten Hauptes und trägen Schrittes; Pippo klagte zum Erstenmale über die schwere Orgel, die seine Schulter wund gedrückt hatte. Die arme Mina hätte sie wohl gern für ihn getragen, aber das litt er nicht und es blieb ihr nichts übrig, als langsam an seiner Seite zu gehen und ihm mit freundlichen Worten zuzusprechen, während ihr kleines Murmeltier von ihren Thrä-

nen fast ganz durchnäht war. Als Pietro die Kinder seinen Wünschen unterthänig sah, näherte er sich ihnen wieder und suchte sie durch Versprechungen und Aussichten auf die Zukunft zu erheitern; sie trauten ihm aber nicht mehr und hörten ihm in stummer Trauer zu.

Mina warf dabei ihre wilden Pflanzen weg und wand einen Kranz von Cypressen und Stechpalmen. „Die Mutter hat wohl jetzt manchen düstern Kranz der Madonna gebracht“, sagte sie zu ihrem Bruder, „wir wollen diesen zu Mariens Füßen legen, sobald wir ihr Bildniß auf dem Wege sehen!“ — Der Abend kam, ehe sie eine Statue der göttlichen Mutter mit dem Kinde erblickten, kaum aber gewahrten sie dieselbe, als die trostlosen Kleinen niederknieten und unter Thränen und Seufzern ihren Kranz zu ihren Füßen legten. Mina fühlte sich durch diesen kleinen Akt der Andacht getröstet, schlang die Arme um den Hals ihres Bruders und flüsterte sanft: „laß uns gut und geduldig sein, Bippo, vielleicht wird sich selbst der grausame Pietro am Ende über uns erbarmen. Wie tröstlich ist es, daß wir die letzte Messe in dem Kirch-

Ieln zur schmerzhaften Mutter Gottes gehört haben. Sie, die Mutter vieler Schmerzen, wird gewiß Mitleid mit uns, ihren unglücklichsten Kindern auf Erden, haben!“ Pippo küßte seine Schwester und versicherte, daß er entschlossen sei, die Krübsale mit Geduld zu tragen; da befahl ihnen Pietro, ihm zu folgen, und sie gehorchten seiner Aufforderung, so heiter sie konnten.

Diesem guten Vorsatz blieben sie treu, obgleich sie Pietro zuweilen unfreundlich und sogar roh behandelte, Pippo's Schulter ihn täglich mehr schmerzte und Nina's Füße vom beständigen Gehen wund waren, und immer mehr aufschwellten. Noch größer wurden ihre Beschwerden, als sie in's Gebirg kamen; der kalte Wind blies ihnen durch Mark und Bein und ihre dünnen Sommerkleider schützten sie nicht vor dem Schnee, der selbst in dieser frühen Herbstzeit dicht herabfiel. Pietro ward immer mürrischer und spottete häufig über ihre geringe Kraft, die sie so lange auf dem Wege aufgehalten habe, weshalb der Gang über den St. Bernhard jetzt nichts weniger als sicher sei. Es war indessen vergeblich, sie zu größerer Eile anzuspornen, die Schwiertg-

Leiden und Gefahren wuchsen mit jedem Schritte, und da sie noch einige Meilen weit vom Kloster, nach welchem sie wanderten, entfernt waren, sahen sie sich am Schlusse eines schneeigen Tages genöthigt, in einer weiter unten am Berge gelegenen, verlassenem Hütte eine Nachtherberge zu suchen. Ihre Vorräthe waren erschöpft; sie hatten nichts, um Feuer anzumachen, die vor Frost zitternden Kinder legten sich auf den gefrorenen Boden und suchten ihre Leiden im Schlafe zu vergessen. Da schreckte sie ein schweres Stöhnen auf; voll Bestürzung erblickten sie, beim Mondscheine, der durch die offene Thüre herein schimmerte, Pietro in seinem Blute schwimmend auf dem Boden. Nach seiner Gewohnheit war er Nachts hinausgewandert; der Fuß ihm ausgeglitten, er war von einem hohen Felsen herab gestürzt, und hatte sich, am Leibe wund und zerschlagen, mit vieler Mühe in die Hütte zurückgeschleppt. Bei diesem Anblicke war all seine Unfreundlichkeit vergessen, die bestürzten Kinder suchten das rasch heraus strömende Blut mit solcher Besorgniß zu stillen, als sei er ihr Vater. Pietro aber wußte, daß er sterben müsse, er

sagte es ihnen und schrie rasend nach einem Priester.

Sie blickten einander trostlos an, und Nina sprach weinend: „ach Herr Pietro! wo ist ein Priester in diesen wüsten Bergen zu finden?“

„Das Kloster, das Kloster,“ riefte Pietro; es ist nicht so weit weg, Pippo könnte es finden; habet Mitleid, laßet mich nicht in Verzweiflung sterben.“

„Er darf nicht in Verzweiflung sterben,“ sagte Pippo, „ich will's versuchen, das Kloster zu finden.“

„Du wirst im Schnee zu Grunde gehen,“ sagte Nina.

„Bitte den guten Gott, daß es nicht geschehe,“ sagte Pippo; „Herr Pietro war grausam gegen uns, wir sollen aber Böses mit Gutem vergelten, und dürfen ihn nicht ohne Priester sterben lassen.“

Nina blickte auf den Sterbenden und schwieg. Pippo aber verließ augenblicklich die Hütte und ging auf seine Liebessendung aus. Die nächste halbe Stunde erschien Nina wie eine Ewigkeit; sie sah an Pietro's Seite, den Blick bald auf sein blutbeflecktes Angesicht,

bald ungeduldig auf die Thüre gerichtet; doch eine Minute folgte der anderen, ohne daß Pippo sich zeigte. Er hat sich im Schnee verirrt; Gott und unsere liebe Frau erbarme sich seiner! dachte Ring; und ward dann wieder durch Pietro's lautes Stöhnen, der sie beschwor ihm einen Priester zuzuführen, aus ihren düstern Phantasieen aufgeschreckt.

Ein Blick auf ihn entschied. Sein Gesicht zuckte krampfhaft in Verzweiflung. „Ich gehe selbst,“ dachte sie; „ich sterbe ja nur im Schnee mit Pippo.“ Sie ging an die offene Thüre, warf einen flehenden Blick zu ihrem himmlischen Vater in den schönen, blauen Höhen, kispelte ein Gebet zu Maria, der Trösterin der Betrübten, der Zuflucht der Leidenden und schritt kühn vorwärts.

Anfangs verfolgte sie Pippo's Fußstapfen, welche beim Mondschein leicht im Schnee erkennbar waren; später aber, nach einem schwachen mit Schnee vermischten Regenguß, verlor sie seine Spur und jede Vorstellung vom Wege, den sie einschlagen sollte, schritt aber dennoch tapfer vorwärts. Bald ermüdete und erstarrte sie vor Kälte; nichts zeigte sich ihrem Blicke, als finstere Felsen und Schneemassen.

Doch kämpfte sie sich bis zu einem großen Kreuze durch, dessen Schatten sich geisterhaft auf dem Schnee abspiegelte. Armes Kind, bald schwand ihre Kraft, sie hatte keinen Wunsch mehr, als die Stelle, wo es stand, zu erreichen; unter seinem Schutze erschien ihr der Tod süß, und mit unsäglichlicher Anstrengung schleppte sie sich hin. Immer langsamer kroch sie vorwärts, ihre Füße waren schwer wie Blei, und sie sank fast unter ihrem eigenen Gewichte zusammen. Ihre Augen verfinsterten sich, ihr Athem stockte, nur manchmal entwand sich ein tiefer Seufzer ihrer Brust, ihre Schritte wankten, sie strauchelte, streckte die Arme aus, um sich aufrecht zu erhalten, berührte das Kreuz und sank an seinem Fuße zusammen.

„Nina! Nina! Nina! rief eine Stimme an ihrem Ohr. Sie sah sich um und erblickte Bippo auf dem Rücken liegend, der sie wild anstarrte.

„Bippo, Bippo!“ rief Nina und vergaß alle ihre Schmerzen über die des Bruders.

„Nina! Nina! Nina!“ wiederholte er schwach; „laß uns heim gehen, Nina hier ist's recht kalt.“

„Heim,“ sagte seine Schwester, in Thrä-

nen, ausbrechend, „ach welche Heimath haben wir in diesen schauerlichen Wüsten, wo wir, scheint es, nur hergeführt wurden, um zu sterben?“

„Sag' der Mutter daß sie Gelsomina nicht mitbringe,“ sprach Pippo kaum hörbar, „das Kind würde im Schnee zu Grunde gehen.“

„Guter Gott, er stirbt!“ rief Nina, riß ihr Oberkleid herunter, warf es über Pippo, legte seinen Kopf auf ihren Schooß und suchte seine erfrorenen Hände in den ihrigen zu erwärmen. Die Kälte überwand aber bald ihre eigenen Sinne, ihre Glieder erstarrten, der Kopf sank auf die Brust herab, die Augen schloßen sich bereits, als ein Glockenton sie aus dem verhängnißvollen Schlafe, der unfehlbar zum Tode führt, erweckte. Sie blickte auf, ein großer Hund ging dicht an ihr vorüber, und im nächsten Augenblicke kniete ein Mönch vom St. Bernhard an ihrer Seite.

Das heldenmüthige Kind gedachte Pietro's und sprach mit verzweifelter Kraftanstrengung: „ein Mann liegt nicht weit von hier verwundet; gehet, gehet, er braucht Euch mehr als wir.“

„Ich kann Euch so nicht verlassen, meine

armen Kinder," sagte der Mönch, und versuchte es, ihre steif gewordenen um Pippo geschlungenen Arme loszumachen.

"Ihr müßt, Ihr müßt!" antwortete sie, gegen ihre Veräufung ringend, „er liegt in der Hütte blutend, verwundet; und stirbt in Verzweiflung; so Ihr auf Gottes Barmherzigkeit hoffet, suchet ihn auf oder es ist zu spät.“

Der Mönch sagte dem Hunde ein paar Worte, der pfellschnell seinem Befehle gehorchte und bald mit zwei anderen Brüdern zurückkehrte.

„Traget die beiden Kinder in's Kloster," rief er, sobald sie ihn hören konnten, „das Mädchen spricht von einem verwundeten Manne in der Nähe; es ist wohl nur eine franke Einbildung, könnte aber doch wahr sein; jedenfalls muß ich der Sache auf den Grund kommen.“

Die Mönche folgten seiner Anweisung und schickten sich an, die Kinder mit fortzunehmen, während er selbst den Hund zu sich rief, und Pietro aufsuchte. Glücklicherweise hatte Nina von einer Hütte gesprochen, und er erinnerte sich sehr wohl, daß einige Hirten in der Nähe

ein nothdürftiges Obdach für den Sommer besaßen, welches sie in der kalten Winterszeit verließen. Durch diese Erinnerung geleitet, entdeckte er bald, mit Hülfe seines scharfsinnigen Hundes, den unglücklichen Gegenstand seiner Nachforschungen, gerade wie ihn die Kinder verlassen, keuchend auf dem Boden liegend.

„Gott sei Dank, daß Ihr endlich gekommen seid,“ sagte er zum Mönche an seiner Seite; „kommt mein Vater, kommt schnell, ich muß Euch die Sünden meines langen Lebens bekennen, und die Zeit ist kurz. Aber wo, wo sind die Kinder?“ fügte er hinzu und wandte die gebrochenen Augen forschend nach verschiedenen Seiten hin. —

„Ich fand sie im Schnee,“ erwiderte der Mönch, der ihn zu erschüttern fürchtete, wenn er ihren Zustand erwähnte.

„Dann sind sie todt, und ihr Blut kommt auch auf meine Seele!“ stöhnte Pietro laut.

„Ich hoffe es nicht, mein Sohn,“ sprach der Mönch; „sie sind jetzt im Kloster und werden sich bei einiger Pflege mit Gottes Hülfe wieder erholen.“

„Nun wohlan, mein Vater,“ erwiderte

Pietro, „wenn ich auch ihren Tod nicht zu verantworten habe, so muß ich doch bekennen, daß mich die Thränen vieler anderer unglücklicher Kinder, die ich, wie diese, von ihrer Heimath entführt und in ferne Gegenden um des Geldes willen, welches so gern den armen kleinen Heimathlosen gespendet wird, gebracht habe, vor Gott anklagen. Mein Gewissen foltert mich bei dem Gedanken, daß diese lieben Kinder ihr Leben heute Nacht für ihren Verfolger gewagt haben, und ich möchte ihnen jede nur mögliche Genugthung leisten; dem Pippo gehört die Orgel, das Murmelthier Mina, und dieser Beutel mit Geld ihrer Mutter; sie ist eine Wittwe und lebt unweit Genua, in dem Städtchen Nesetta. Oh Vater! erbarmt Euch meiner, und laßet mich, durch das Versprechen, sie zurück zu bringen, in Frieden sterben. Recht hatte Pippo zu sagen, daß Jammer und Noth über mich kommen würden, wenn ich die Kinder von der Mutter wegnehme.“

Der gute Mönch versprach Pietro, sich der kleinen Wanderer nach Kräften anzunehmen. Dann hörte er die Beicht des armen Sünders, tröstete, ermahnte ihn und sah ihn

mit allen Zeichen der Reue und Demuth sterben.

Es war heller Tag, ehe er in's Kloster zurückkam, und zu seiner großen Freude vernahm, daß Nina sich wieder ganz erholt habe und Pippo außer Gefahr sei. In einigen Tagen waren Beide frisch und gesund; aber der Winter verstrich, ehe die guten Mönche Gelegenheit fanden, sie ihrer Mutter zurück zu bringen. Endlich mußte der Abt des Klosters einen seiner Brüder in Geschäften nach Genua senden, und diesem vertraute er sie mit der Weisung an, sie sobald als möglich nach Resetta zu führen. Diese Aufgabe war leicht, denn das Städtchen lag nur eine kurze Tagreise von Genua weg, wenn gleich der arglistige Pietro die Entfernung angeblich für größer zu halten schien. Die kleinen Italiener reiseten nun fröhlich mit ihrem gütigen Freunde, dem alten Mönche, weiter. Pippo klagte nicht mehr über die schwere Orgel, Nina lehrte ihrem kleinen Murmelthier tausend Künste, oder pflückte Blumen zu Ehren der Madonna und lächelte allezeit, wenn sie sich erinnerte, wie hoffnungslos sie dieselben weggeworfen, als sie Pietro in's Gebirg folgte. An einem

schönen Sonntagabend erreichten sie bei Sonnenuntergang den Gipfel des Hügels, der ihr heimatliches Dorf beherrschte. Beide baten den Mönch um Erlaubniß, in das Kirchlein zur schmerzhaften Mutter Gottes zu gehen und ihr für die Liebe zu danken, mit welcher sie auf ihren Reisen fühlbar über sie gewacht hatte. Gern gestattete er es und Nina behauptete, daß sie ihre Mutter gewiß dort treffen würden; denn sie käme immer am Sonntag Abend in das Kirchlein zum Segen und werde ohne Zweifel länger als alle Uebrigen verweilen, um Gottes Schutz auf ihre abwesenden Kinder herab zu flehen. Sie schwieg, denn sie waren in die Kirche eingegangen, und Pippo zeigte auf die Gestalt eines, vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter, weinenden Weibes; ein kleines Kind saß ruhig zu ihren Füßen und ein Cypressenkranz lag vor ihr auf dem Altare.

„Es ist die Mutter,“ flüsterte Nina, und wollte vorwärts springen, der Mönch aber hielt sie zurück; er fürchtete die Folgen der Ueberraschung für das arme Weib, und gebot den Kindern auf ihrem Plaze zu bleiben. Darauf trat er näher, nahm den Cypressen-

kranz hinweg und legte einen von Nina's Blumengewinden an seine Stelle.

Nach einigen Minuten bemerkte erst die Mutter die Veränderung, fuhr auf und rief: „wer hat das gethan?“

„Ich that es,“ sprach der Mönch; „weil ich Euch gute Nachrichten bringe; trocknet Euere Thränen, denn der gute Gott hatt Euch die Kinder, welche Ihr für verloren hieltet, wieder gegeben.“

Er konnte nicht mehr sagen, sie lagen bereits in ihren Armen und bedeckten sie und die kleine Gelsomina mit ihren Küssen und Thränen. Sobald sie etwas gefasster waren, führte sie der Mönch aus der Kirche, begleitete sie in ihre niedrige Hütte, und nahm das gastfreundliche Anerbieten der dankbaren Mutter für die Nacht an. Die Nachricht seiner Ankunft mit den kleinen Italienern verbreitete sich bald im ganzen Dorfe, und viele gute Leute beglückwünschten die frohe Mutter über die Rückkehr ihrer Kinder. Der Mönch mußte die Geschichte ihrer Rettung gar oft an diesem Abende erzählen, und unterließ es nie, den Dorfkindern, die ihn hörten, begreiflich zu machen, daß die kleinen Wanderer ihre Be-

freitung ganz allein der großmüthigen Vergebung der Grausamkeit Pietro's verdankten. „Am folgenden Tage,“ sagte er, „ward die Hütte, welche sie beherbergte, von Schnee verschüttet, und hätten sie dieselbe nicht verlassen um Pietro einen Priester zuzuführen, so würden sie lebendig in ihren Wänden begraben und zu spät entdeckt worden sein, um Hülfe bei den Mönchen vom St. Bernhard zu finden.

## Helene's Traum.

elena war ein gutes Mädchen und half ihrer Mutter durch angestrengte Arbeit die zahlreiche, junge Familie ernähren, doch muß gesagt werden, daß sie zuweilen gereizt war, über ihre große Armuth zu murren und häufig dachte, wie hart es sei, daß ihr, als der Ältesten in der Familie, beinahe die ganze Hausarbeit zufiel. Eines Tages sagte ihre Mutter zu ihr: „Helene, mein Kind, Du mußt morgen vor Tagesanbruch aufstehen, denn ich habe diese Woche eine ungewöhnlich starke Wäsche, und kann ohne Deine Mithilfe nicht bei Zeiten damit fertig werden.“

„Es ist aber erst Donnerstag, Mutter,“ antwortete Helene. „Du bedarfst ja Deine Wäsche erst Sonnabend.“

„Die Familie, deren Wäsche ich zu besorgen habe, reiset schon Freitag auf's Land. Ihre Sachen müssen Donnerstag Abend bereit

sein. Darum bedarf ich Deines Beistandes. Sie sind gute Kunden und ich kann sie nicht aufgeben, was ich wohl selbst verschulden würde, wenn ich ihrer Bestellung nicht nachkäme."

Helene schwieg, dachte aber bei sich selbst: „Die Kinder in dieser Familie sind reich und glücklich, sie haben Leute, die sie bedienen und Alles, was sie auf Erden wünschen können, ich aber muß um einen Bissen Brod hart arbeiten. Meine kleinen Geschwister sogar sind besser daran, als ich, denn sie können so lange schlafen als sie wollen, ich aber muß im Dunkeln und in der Kälte aufstehen, lange, ehe ich die Müdigkeit meines harten Tagewerkes ausgeschlafen habe.“

Helens Mutter bemerkte den Aerger ihrer Tochter, ohne darauf zu achten, weil sie nicht zweifelte, daß sie ihre verdrießlichen Gefühle bald bereuen würde; und so war es auch. Helene verrichtete ihr Nachtgebet, so gut sie konnte, kroch dann in ihr ärmliches Bett, kämpfte hart gegen ihre üble Laune und schlief bald ein. Ihr Schlaf war gewöhnlich so gesund, daß sie fast kein flüchtiger Gedanke beunruhigte. Diese Nacht aber war es ganz

anders; kaum ruhte ihr Kopf auf dem Kissen, so träumte ihr, ein schöner Engel stehe ihr zur Seite. Sein Gewand war glänzend weiß, die langen Haare fielen über die Schultern herab und seine Flügel strahlten in solcher Lichtfülle, daß die ganze Hütte davon erleuchtet wurde, und Diamanten vom Tische und den ärmlichen Stühlen wie Thautropfen herab zu hängen schienen. Während ihn Helene mit Verwunderung und Entzücken betrachtete, sagte er mit himmlischer Milde: „Helene, Du hast heute Abend über Deine Armuth gemurrt und Reichere, als Du bist, beneidet. Ich bin Dein Schutzengel und weil Du sonst ein fleißiges, gehorsames Kind bist und Dich bemühest, Deine Neigung zur Unzufriedenheit zu bekämpfen, so ist es mir gestattet worden, Dir die Vorzüge Deines, Dir so beschwerlich fallenden Standes zu zeigen. Steh auf und folge mir.“

Helene glaubte sich zu erheben und ihm zu folgen, bis sie Beide vor einem, im Freien errichteten Altare unserer lieben Frau standen. Eine Dornen- und eine Rosentrone lagen darauf, und eine Frau von unvergleichlicher Schönheit, welche sie gleich als die Mutter

des Herrn erkannte, stand auf den Stufen. Der Engel zeigte in's Freie und Helene verfolgte die angeedeutete Richtung mit den Augen und sah einen andern Engel an den Altar treten, der ein kleines Kind mit freudestrahlendem Gesichte, aber noch ärmlicheren Kleidern als die andern an der Hand führte; sie kniete auf der untersten Stufe des Altars nieder, und die hohe Frau ging ihr mit den beiden Kronen in der Hand entgegen. Helene zweifelte nicht, daß sie dem glücklichen Kinde die Rosen geben würde, ihr Engel aber flüsterte leise: „noch nicht,“ dabei wandte sie sich um und sah, daß Maria bereits die Dornenkrone auf des Kindleins Lockenköpfchen gelegt hatte.

Darauf verschwand die hohe Frau, der Engel zog sich etwas zurück und verhüllte sein Angesicht mit den Flügeln, wie zum Gebete. Helene fühlte, wenn sie es auch nicht sah, daß er fortwährend über das seiner Sorge anvertraute, auf den Stufen des Altars allein zurückgebliebene Kindlein wachte. Das Kindlein aber war nicht mehr froh, ein dunkler Schatten lag über dasselbe ausgebreitet; seine Kleider hatten sich in Lumpen, die es nicht mehr vor der Kälte schützten, verwandelt;

Thränen entströmten seinen Augen, und sein rundes, fröhliches Gesicht war bleich, traurig und ausgehungert. Doch bemerkte Helene, wie seine Händchen zum Gebete gefaltet und seine Augen oft zum Himmel erhoben waren, in solchen Augenblicken verklärte dann der Ausdruck der Andacht das abgekehrte Angesicht, sein Engel näherte sich ihm häufig und seine Gegenwart brachte ihm unaussprechliche Freude. Viele Leute schienen nun am Altare vorüber zu gehen: die Meisten beachteten die Kleine nicht; der Eine oder der Andere aber warf ihr eine Brodkruste, welche sie unter Dankesbezeugung empfing, mit vornehm gutmüthiger Miene hin. Andere aber waren sehr unfreundlich, redeten sie hart an, und schlugen sie manchmal in's Angesicht; sie duldeten jede Mißhandlung mit Sanftmuth und betete nur um so eifriger für ihre Quäler. Helene wollte ihre Entrüstung über solche Grausamkeit aussprechen, als ihr der Engel den Finger auf den Mund legte, und befahl, sich umzusehen und ihm zu sagen, was sich ihren Blicken darstelle. In namenloser Bewunderung konnte sie ihm fast nicht antworten. Endlich sprach sie: „Ihr Engel ist nicht

an ihrer Seite und Maria steht vor ihr, die Lumpen sind verschwunden und sie trägt ein mit Edelsteinen besäetes Gewand, so glänzend, als das deinige.“ „Armuth in diesem Leben, ist Reichthum in der Ewigkeit,“ sprach der Engel, — „sieh noch einmal.“ „Maria hat ihre Thränen getrocknet und ihr Angesicht ist froher und selig lächelnder als je.“

„Selig die in Thränen säen, sie werden in Frohlocken erndten,“ erwiderte ihr Schutzengel; „nun sieh wieder!“ „Maria hat ihre Hände auf die Dornenkrone gelegt und die schönsten Rosen sind hervorgesprossen.“

„So ist es,“ sagte der Engel; „die Dornen des Erdenlebens sind die Rosen des Paradieses. Nun, sieh zum letztenmale.“ „Engelschaaren umgeben sie; Maria schließt sie in ihre Arme, und Einer kömmt, zu Ihm vermag ich nicht aufzublicken,“ sagte Helene und verhüllte, auf die Kniee niedersinkend, ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Du hast recht, sterbliche Augen vermögen Seine Schönheit nicht zu betrachten! dennoch ward Er, wie das Kind, das Maria an Seine Brust legt, in Armuth und Niedrigkeit geboren, Er wandelte durch das Leben

in Mangel und Verborgenheit, und starb als Mann der Schmerzen am schmachvollen Kreuze. Hätte es einen kürzeren Weg zum Himmel gegeben, glaubst Du nicht, daß Er ihn erwählt hätte? und meinst Du nicht, daß Er Diejenigen, die arm im Geiste und in der That sind, lieben muß? Ich sage Dir, Helene, was Er einst Seinen Jüngern sagte: selig sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden," und zwar an der Brust ihres gekreuzigten Erlösers.

Eine feierliche Pause erfolgte; die Lobgesänge der englischen Chöre schienen in der Ferne zu verhallen. Helene, welche nicht aufzublicken gewagt hatte, fühlte sich von ihrem Schutzengel bei der Hand gefaßt, und sah sich wieder in ihrem Bettlein, er aber stand dicht an ihrem Kissen, seine Stimme drang süßer und seraphischer als je an ihr Ohr und sie vernahm die Worte:

„Das Mädchen, welches Du heute Nacht erblicktest, war einst ein Bettelkind wie Du, und vom zartesten Kindesalter an eine Waise; durch ihr inbrünstiges Gebet aber erlangte sie in der Himmelkönigin eine zärtlichere und wachsamere Mutter, als es je eine auf

Erden gegeben. Durch Mariens allvermögende Fürbitte erhielt sie die Gnade, die Armut mit Geduld und die Verachtung mit Freuden zu tragen, und heute Nacht empfing sie ihren Lohn, denn die gute himmlische Mutter stand, von Engelschaaren umgeben, an ihrem Sterbebette und trug ihre glückliche Seele in Gottes Schooß, wo ihre Thränen getrocknet und ihre Leiden in Seligkeit verwandelt wurden. Nun, mein Kind, kennst Du den Nutzen der Thränen und Leiden. Bitte Maria, daß sie Dir auch Geduld in Trübsalen ertheile und Dein Sterbebett dem des Bettelkinds, welches heute Nacht in den Himmel einging, gleiche."

Der Engel schwieg und allmählig schwand der Glanz seiner Flügel, bis sich Helene in völliger Finsterniß sah. Da weckte sie ihre Mutter aus dem Schlafe, sie sprang vom Bette auf, ein verständigeres Mädchen, als zuvor.

"Nun Helene," sprach die Mutter am folgenden Abende in großer Verwunderung, "Du hast heute mehr als je früher in Deinem ganzen Leben gearbeitet und siehst so glücklich aus, daß ich Dich für ein anderes Mädchen halten möchte."

„Ich bin auch ein anderes Mädchen, Mutter,“ antwortete Helene ernst.

„Wie so? was hat Dich so verändert?“

„Es war ein Traum in der gestrigen Nacht, Mutter.“

„Träume sind gewöhnlich eitel, Helene.“

„Der Meinige war es aber nicht, liebe Mutter.“

Helene erzählte darauf ihren Traum und ihre Mutter hörte ihr aufmerksam zu. Und als sie damit fertig war, sagte sie: „Nun Helene, ich kann nicht sagen, daß Dein Traum eitel war, und hoffe, daß Du Dich daran erinnern wirst, so oft Du Dich versucht fühlst, über den Reichthum Anderer zu murren.“

Helene erinnerte sich recht oft daran. Sie ward die Stütze und der Trost ihrer Mutter, und blieb bei ihrer Armuth froh und zufrieden. So oft sie Jemand über seine Noth oder Leiden ungeduldig sah, gedachte sie der Heimsuchung ihres Schutzengels, und sagte leise zu sich selbst: „Selig sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden.“

Eine Erzählung  
aus dem Ardenner-Walde.

**S**ie Ruh muß fort, Margaretha! leich-  
ter entbehren ja die Kinder die Milch, als  
daß sie aus dem Hause gesagt werden, und  
das geschieht ohne Zweifel, wenn wir bis  
Montag acht Tage den Pacht nicht zahlen.  
Michel kann Mittwoch mit mir auf den Markt  
gehen und sie hinführen; gibt man uns einen  
ordentlichen Preis dafür, so mag sich's thun.  
Aber verkauft muß sie werden, das ist unser  
letzter Ausweg.

Jakob Maillard war ein Pächter und  
lebte in der Nähe des Ardennerwaldes. Er  
hatte früher ein gutes Auskommen, war fromm  
und arbeitsam, so daß der gute Pfarrer es  
für ein Glück hielt, als er um Margaretha

Lessine, eine arme Waise, warb und sie zum Weibe nahm. Ihre Familie wurde aber sehr zahlreich, Margarethens Gesundheit fing an schwächer zu werden und als ihr Mann und mehrere ihrer Kinder an einem bösen Fieber erkrankten, war der kleine Vorrath an erspartem baarem Gelde auf einmal erschöpft. Jakob konnte noch lange, nachdem er genesen war, nicht arbeiten. Durch ein Mißjahr war Theuerung in allen Lebensmitteln entstanden; ihre Nachbarn waren nicht besser daran, als sie selbst, und der Pfarrer that zwar, was er konnte, war aber von Armen zu sehr in Anspruch genommen, um ihnen kräftig beispringen zu können. Der Guts Herr, welcher gewöhnlich in Brüssel lebte, hatte zur Eintreibung der jährlichen Pachtgelder einen Verwalter aufgestellt, der ohne Erbarmen gegen die bedrängten Pächter war. Jakob konnte um so weniger von ihm erwarten, als er wegen eines armen, von ihm vertriebenen Pächters, vor ein Paar Jahren mit ihm in Streit gerathen war; es ging auch das Gerücht, daß ein Vetter von ihm Jakobs Anwesen gerne in Besitz nähme, wenn dieser, unter irgend einem scheinbar rechtmäßigen Vorwande, daraus verjagt

werden könnte. Der ganze Pacht sollte nun bezahlt werden und der arme Mann hatte den größten Theil seiner Habseligkeiten verkauft, um die Summe aufzutreiben. Nur eine Kuh, den Liebling seines Weibes, hatte er zurück behalten; nun mußte er aber, zur Bezahlung einer neuen Apothekerrechnung, das Pachtgeld angreifen, und da sich der Verwalter weigerte, weniger als den völligen Betrag der Schuld anzunehmen, so entschloß sich Jakob, wie wir gesehen haben, von Margarethen's treuem Liebling zu scheiden.

Der Markttag kam nur zu bald, und viele Thränen wurden von Margaretha und ihren kleinen Kindern dem Liebling nachgeweint, als ihn Michel vor der Abfahrt herausführte. Michel selbst war nicht weniger betrübt, als die Uebrigen, denn es war lange sein Geschäft gewesen, die Kuh auf die Weide zu führen. In Belgien wie in Deutschland wird alles benützt, selbst das Gras am Wege. Es wird entweder abgemäht und eingeführt, oder wie es in Jakob Matillard's Familie üblich war, wird ein Knabe oder ein Mädchen beauftragt, die Kuh am Stricke zu führen und zu verhindern, daß sie die jungen Bäume

oder Bäume beschädige, während sie alles, was sonst verloren ginge, verzehrt. Michel hatte nun freilich eine große Vorliebe für seinen Pflegling, er erinnerte sich aber, daß er der Älteste sei, ein gutes Beispiel geben müsse und es gar nicht männlich sein würde, wie Susette und Mimi zu weinen. Dann durfte er ja die Kuh auf den Markt führen und der Markt selbst! welche schönen Dinge würde er da zu sehen bekommen! wie viel von allen dortigen Merkwürdigkeiten bei seiner Rückkehr zu erzählen haben! und wenn die Kuh gut verkauft würde, möchte es geschehen, daß ihm der Vater ein paar Groschen für Lebkuchen gäbe, mit welchen er daheim die Thränen der Kleinen trocken würde. Getrost in diesem Gedanken, küßte Michel noch einmal die kleine Mimi, die jüngste seiner Schwestern, und versprach ihr einen doppelten Kuchenanteil, wenn sie brav sein und bis zu seiner Rückkehr nicht mehr weinen wolle; darauf wanderte er männlich an der Seite des Vaters fort.

Der Weg durch den Wald bis zu dem Städtchen, wo der Markt gehalten wurde, war lang und Michel bedurfte oft des väter-

lichen Beistandes, um die Kuh vorwärts zu treiben; das arme Thier wußte nicht, warum es nicht wie sonst nach Belieben stehen bleiben und das süße Gras fressen dürfe. Jakob selbst war sehr ernst und traurig; der kleine Michel stellte wohl allerlei Fragen an ihn, bemerkte aber bald, daß die Gedanken seines Vaters auf andere Dinge, als auf die ihm ertheilten Antworten gerichtet waren.

„Es wird nun bald ein großer, und wie ich hoffe, wackerer Junge aus Dir werden, Michel,“ sprach der Vater. „Sollte mir ein Unfall begegnen, so hätten Deine Mutter und kleinen Geschwister keine Stütze außer Dir. Würdest Du wohl recht gut gegen sie sein?“

Dem armen Michel standen die Thränen nahe. „Oh lieber Vater, das würde ich gewiß sein, aber warum sprichst Du so? warum soll Dir etwas geschehen? was würde aus uns Allen ohne Dich werden?“

„Gott würde für Euch sorgen, Michel. Ich weiß nicht gerade, warum ich so mit Dir rede, aber es ist allezeit gut, auf den Tod vorbereitet zu sein, und mir ist's fast, als wäre ich nicht mehr weit davon. Du weißt, daß ich gestern zur Beicht und heute früh bei der

Messe zur heiligen Communion gegangen bin. Gestern bestellte mich der Herr Pfarrer auf heute, nach der Messe, in die Sakristei zu sich. Er frug mich, ob ich eine wunderbare Medaille habe und als ich nein sagte und darnach fragte, erklärte er mir, es sei eine Medaille mit dem Bildnisse der heiligen Jungfrau und einem Gebete zu ihr, welche Jeden, der sie trage, unter ihren besonderen Schutz stelle. Der Herr Pfarrer sagte, daß viele Leute durch das Tragen dieser Medaille aus großen Gefahren befreit worden seien, und daß in den Fällen, wo der Leib nach dem Willen Gottes nicht gerettet werden solle, die heilige Jungfrau Jenen, die ihr vertrauen und die Medaille ihr zu Ehren tragen, in der Todesstunde beistehen, und ihnen zu einem guten Tode verhelfen würde. Der Herr Pfarrer gab mir heute früh eine Medaille, „denn,“ sagte er, „in Euren Drangsalen bedürfet Ihr aller möglichen Hülfe;“ er versprach auch Deine Mutter und Dich damit zu beschenken. Aber es wäre mir lieber, wenn Du sie gleich umhängtest,“ bei diesen Worten schlang Jakob das Band, an welchem die Medaille befestigt war, um Michels Hals.

„Aber Vater,“ sagte der erschrockene Michel, „droht uns Gefahr? und ist es so, warum willst Du sie nicht lieber selbst behalten?“

„Ich weiß von keiner Gefahr, mein Junge; aber ich habe sagen hören, daß Gott manchmal die Menschen, welche bald sterben sollen, durch häufige Todesgedanken mahnt; und sollte es sein Wille sein, daß ich bald sterbe, so hoffe ich durch den Empfang der heiligen Sacramente darauf vorbereitet zu sein. Jedensfalls wünsche ich, daß Du die Medaille tragest, und bitte oft die heilige Jungfrau, theures Kind, daß sie Dir helfe, Dich recht auf Deine erste Communion, die der Herr Pfarrer Dir auf Ostern reichen will, vorzubereiten.“

Mittlerweise hatten sie das Städtchen, wo der Markt war, erreicht, und da eine große Menge Volkes die Straße füllte, setzten sie ihr Gespräch nicht weiter fort. Michel blieb eine Zeitlang tiefstinnig und schweigsam, er konnte die Rede des Vaters nicht vergessen; allmählig aber erwachte seine natürliche Munterkeit wieder, durch die Neuheit der Gegenstände um ihn her, und er unterhielt sich köstlich. Die schlechte Jahreszeit war dem Markte

nicht günstig; viele Leute waren in gleicher Lage mit Jakob, die Verkäufer zahlreicher als die Käufer. Da die Kuh sehr schön war, so fragten Mehrere nach dem Preise; Keiner aber wollte sie nach ihrem vollen Werthe bezahlen, und Jakob konnte sich mit einer geringeren Summe nicht zufrieden geben, weil der Verwalter den ganzen Pacht forderte. Mit schwerem Herzen sah er einen ersehnten Käufer nach dem andern weggehen, die Marktgeschäfte waren fast vollendet, die Spiele sollten beginnen, und der arme Jakob befand sich immer noch in der nämlichen Lage.

Gänzlich erschöpft und fast verzweiflungsvoll rief er dem Michel, und wollte eben den Markt verlassen und die Kuh wieder heimführen, als drei Männer auf ihn zuzogen und nach dem Preise des Thieres fragten. Jakob nannte die ihm erforderliche Summe, aber fast ohne Hoffnung, sie, nach dem bisherigen übeln Erfolge, zu erhalten. Zu seiner Verwunderung machten die Männer keine Schwierigkeiten, lobten im Gegentheile die Schönheit der Kuh, die des Geldes werth sei, und schloßen den Handel sogleich ab. Die Kuh ward übergeben, das Geld bezahlt und

Jakob, dessen Stimmung durch diesen glücklichen Ausgang etwas gehoben wurde, gestattete dem jungen Michel, sich eine Stunde länger zu belustigen, und gab ihm ein ganzes Frantenstück, um Geschenke für seine kleinen Schwestern zu kaufen.

Endlich gegen fünf Uhr Nachmittags machten sie sich wieder auf den Weg; Michel war mit Lebküchen so schwer beladen, daß er sich versucht fühlte, die Last, durch den Genuß eines Stückes, zu erleichtern. Jakob, anfangs guten Muthes, ward bald wieder ernst und schweißsam wie am Morgen. Sie hatten den Tag über wenig verzehrt und kehrten in ein kleines Wirthshaus am Wege ein, um einige Stärkung zu sich zu nehmen. Bis sie ihnen gebracht wurde, sah Michel zum Fenster hinaus, um zu beobachten, was draußen vorgehe. „Oh Vater!“ rief er, „da sind die Männer, welche unsere Kuh kauften; aber wie sonderbar, sie ist nicht bei ihnen.“

„Geh' vom Fenster weg, Michel,“ rief der Vater, „und is' zu Nacht; wir haben keine Zeit zu verlieren, wenn wir, ehe es finster wird, zu Hause sein wollen.“

Ihr einfaches Mahl ward bald verzehrt;

Jakob benützte unterdessen eine Gelegenheit, da Niemand im Zimmer war, um einen Tausch mit Michel zu machen; er nahm ihm die Lebkuchen ab, und befahl ihm, auf den übrigen Theil der Reise, das Geld zu tragen. Zum Glücke bestand es theilweise aus Goldstücken, so daß die Last nicht so groß war, als wenn er, wie es in Belgien oft geschieht, in lauter Fünffranken-Stücken ausbezahlt worden wäre. Neugestärkt durch ihr Abendbrod wanderten sie nun rüstig heimwärts. Bald kamen sie an einen sehr dichten Theil des Waldes, der Abend dämmerte bereits, es ward düster und unheimlich um sie her, und Michel schmetzte sich, beim Vater Schutz suchend, unwillkürlich ganz nahe an ihn. Seine Furcht war in der That nicht unbegründet; plötzlich stürzten drei Männer mit schwarzen Masken und in den landesüblichen blauen Blousen auf sie zu, und griffen Jakob an. Der arme Mann hatte nur noch Zeit, seinem Kinde zuzurufen: „Laufe Michel; ich befehle Dir, laufe!“ als er niedergeworfen wurde; einen der Räuber riß er mit sich auf die Erde nieder, und während die anderen sich bemühten, diesen aus Jakobs derber Faust zu befreien, Hef Michel, so schnell

ihn seine Füße trugen, auf einem Seitenweg durch den Wald davon.

Armer Junge, wie rannte er fort! Noch glaubte er, das Stöhnen seines Vaters zu hören, und sah sich beständig um, in der Erwartung, daß die Mörder ihm nachsetzten. In diesem Augenblicke fiel ihm die Medaille und alles was ihm der Vater am Morgen darüber gesagt hatte, wieder ein. „Oh, meine Mutter,“ rief er, „ich bin Dein Kind und trage Deine Medaille, rette mich aus der Gefahr, — rette mich, wie Du es versprochen hast!“

Seine Kraft war fast erschöpft; die unsägliche Angst allein stärkte ihn zur weiteren Flucht; glücklicherweise zeigte sich ihm eine Oeffnung im Dickicht des Waldes, er schlug diese Richtung ein, und wer beschreibt seine Freude, als er ein Haus erblickte! Er lief an die verrammelte Thüre und klopfte stark an; nach einigen Augenblicken öffnete ihm ein altes Weib, das ihn anfangs, des heftigen Lärmens wegen, ausschalt; als sie ihn aber in solchem Zustande sah und sein Schicksal erfuhr, forderte sie ihn auf, einzutreten und bei ihr auszuruhen. Sie gab ihm Suppe aus einem

am Feuer stehenden Topfe, und bot ihm das Bett ihres Sohnes zur Ruhestätte an. Der arme Knabe konnte vor Weinen fast nichts genießen, denn er hatte keine Hoffnung mehr für seinen Vater; das Bett aber nahm er dankbar an.

„Die Elenden haben also durch den Mord nichts gewonnen,“ sagte sie, als sie ihn die Leiter zum Speicher hinauf, wo das Bett stand, begleitete.“

„Nein,“ sagte Michel; „wie gesagt, hatte mir der Vater das Geld für die Kuh gegeben und die Lebkuchen genommen. Ach! wären seine Hände frei gewesen, hätte er sich vielleicht besser vertheidigen und durchkommen können. Aber Gott weiß es am Besten und hätte er mir das Geld nicht gegeben, so möchte es für die arme Mutter verloren gewesen sein. Aber wie glücklich, daß ich hierher gekommen bin! Ich hätte nicht viel weiter laufen können, und sie hätten mich gefunden und auch ermordet.“

„Ja,“ erwiderte das alte Weib mit einem eigenen Lächeln, „es ist wohl ein Glück, daß Du hierher gekommen bist. lege Dich jetzt nieder und schlafe.“

Michel gehorchte gern und wußte, daß er trotz seinem großen Schmerze, aus Uebermüdung bald einschlafen würde. Ehe er die Augen schloß, zog er noch einmal seine Medaille hervor, küßte sie immer und immer wieder, dankte seiner Lieben Mutter für den ihm gewährten Schutz und bat, daß sie ihn bald heimführen möge, damit er der Mutter Stütze und Trost werden könne. Dann machte er das Zeichen des Kreuzes und schlief bald fest ein.

Ohngefähr zwei Stunden später fuhr Michel auf, und hörte zu seinem Schrecken an der Hausthüre Klopfen. Sie ward augenblicklich geöffnet und er konnte Männerstimmen unterscheiden. Es war stockfinster, der Mond beleuchtete durch ein schmales Fenster nur einen Winkel des Speichers. Der arme Knabe war durch alles Erlebte so beunruhigt, daß er nicht länger schlafen konnte; zitternd und horchend saß er im Bette auf. Da hörte er den Laut einer, scheinbar über den Hof kommenden Kuh, und wie groß war Michels Erstaunen, als er die Stimme seines treuen, heute auf dem Markte verkauften Lieblings, zu erkennen glaubte!

Er stand auf, stieg auf's Fenster, sah hinab und da war sie leibhaftig und einer der Männer, die sie gekauft hatten, band sie an. „Ich kann nicht mehr schlafen,“ dachte der arme Knabe, „und fürchte mich hier allein; ich will zu den Hausleuten hinabgehen. Er hatte seine Schuhe ausgezogen, ehe er sich niederlegte, und konnte sie im Dunkeln nicht finden; ohne weiteres Nachsuchen, ging er jetzt an die, am anderen Ende des Speichers befindlichen Thüre, die zur Leiter hinabführte.

Im Augenblicke, wo er sie öffnen wollte, hielt ihn ein, ihm unerklärliches Gefühl zurück, er horchte weiter und blickte durch eine Oeffnung hinab. Der Mann, welcher die Fuß angebunden hatte, war eingetreten, und alle Drei standen in der Küche mit dem alten Weibe. Aber mit welchem Entsetzen gewahrte Michel auf dem Tische neben ihnen einzelne Stücke von schwarzem Flor, dem ähnlich, den die Mörder seines Vaters trugen, und welchen sie gerade abgeworfen zu haben schienen, während Einer aus ihnen Gesicht und Hände von den Blutspuren reinigte.

„Der Junge entwischte also dennoch mit dem Gelde?“ fragte die Alte mit höhnischem

Lachen, „und Ihr habt einen Mord umsonst auf dem Gewissen! Gescheidte Bursche seid Ihr, das muß man sagen.“

„Ja,“ erwiderte der Eine mit einem furchtbaren Fluche; „hätte ich den Schlingel erwünscht, der hätte mir's zahlen müssen. Während Robert, der keine Zeichen der That an sich trug, zurückging um die Kuh zu holen, suchten Wilhelm und ich den Wald aus, aber der Teufelskerl ist uns doch ausgekommen.“

„Nun, nun,“ sagte die Alte, „ich habe, still daheim sitzend, ein besseres Lagerwerk vollbracht, als Ihr drei, sammt all Eurer Plage. Ich habe den Vogel gefangen. Er flüchtete sich zu mir, erzählte mir die ganze Sach', wie er statt dem Vater das Geld habe, und jetzt schläft er fest in Wilhelms Bette im äußersten Winkel des Speichers.“

„Ist er hier!“ rief Einer, auf die Leiter zulaufend; „bald soll er noch fester schlafen.“ Er war im Begriffe, die Leiter hinaufzusteigen, als ihn Wilhelm zurückrief.

„Warte doch, bis wir gegessen haben,“ sagte er, „es ist Alles bereit; der Junge kann uns nicht entkommen, also machen wir's uns bequem.“

Im Augenblicke, wo der Räuber im Begriffe stand, heraufzukommen, drückte Michel seine Medaille noch einmal an die Lippen und oh! wie Inbrünstig betete er zur heiligen Jungfrau, sie möge ihr Werk vollenden und ihn noch einmal aus den Händen dieser entseßlichen Männer befreien! Als er sie darauf niedersitzen sah, schlich er leise zum Fenster zurück und untersuchte, ob die Flucht möglich sei.

Das Haus war niedrig und Michel konnte sich mittels der zusammen geknüpften Betttücher leicht hinablassen, sobald er nur draußen war. Aber das Fenster war so eng, er konnte fast unmöglich durchkommen.

„O Mutter, hilf mir!“ rief er, band das Geld in sein Schnupftuch zusammen, und ließ es zuerst hinunter, dann legte er seinen Rock ab, und drängte sich mit aller Mühe durch die Oeffnung hinaus.

Als er den Boden erreicht hatte, schien ihn alle Müdigkeit verlassen zu haben. Er ließ so weit er es beurtheilen konnte, in einer ganz entgegengesetzten Richtung von der, welche ihn zum Hause geführt hatte, fort.

„O Mutter, ich trage Deine Medaille, rette mich!“ rief er und rannte weiter. Endlich

übersiel ihn die frühere Müdigkeit mit Gewalt, an allen Gliedern zitternd, glaubte er, sich nicht mehr aufrecht halten zu können. Da hörte er den Klang eines Pferdehufes. Waren es seine Verfolger, so blieb ihm kein rettender Ausweg; er war der Verzweiflung nahe, als der Reiter auf ihn zukam und er beim hellen Mondschein die Kleidung eines Gensdarmen erkannte. Nun war der arme Michel in Sicherheit; er erzählte dem Gensdarmen seine Geschichte, und dieser setzte ihn vor sich auf's Pferd und gallopierte fort zur nächsten Station, von wo aus er bald mit mehreren Anderen zurückkehrte und das Haus umzingelte. Die Bösewichter saßen noch bei ihrem Abendessen, und hatten Michels Flucht noch gar nicht entdeckt, als sie mit dem alten Weibe fest genommen und in's Gefängniß abgeführt wurden, um nach bestimmter Frist den Lohn ihrer Missethaten zu empfangen. Die Geschichte machte in der Gegend so viel Aufsehen, daß die angesehensten Familien sich um den armen Michel und die Seinigen annahmen. Der Gutsherr hörte auch davon, und setzte die arme Wittwe, welche nicht mehr im Stande war, den Pacht fortzuhalten, in ein kleines

Geschäft ein, und trug zugleich mit den Uebrigen in der Nachbarschaft Sorge, daß die Kinder die Schule besuchten. Michel wurde von dem würdigen Pfarrer auf die erste heilige Communion vorbereitet; er vergaß nie die letzte Mahnung seines Vaters, treu der Andacht zur heiligen Jungfrau zu bleiben, und ließ keinen Tag vorübergehen, ohne Sie, welcher er seine Rettung aus so großer Gefahr zu schulden glaubte, zu preisen und ihr zu danken. „Und wann,“ nach den Worten des heiligen Bernhard, „ist es je erhört worden, daß Jemand, der seine Zuflucht zu ihr nahm, sie um ihren Beistand anrief, verlassen worden wäre?“ Wann hat Jemand Vertrauen zu dieser lieblichen Mutter gehabt und ihre Hülfe nicht erfahren? Zum Lohne für seine Andacht zu ihr flößte sie dem kleinen Bauernknaben Michel eine so große Liebe zur Tugend und solchen Abscheu gegen das Laster ein, daß ihn der gute Pfarrer nach einigen Jahren ganz zu sich nahm, und auf den Eintritt in das geistliche Seminar der Diöcese vorbereitete. Als Pfarrgeistlicher benützte Michel jede Gelegenheit beim katechetischen Unterrichte seiner kleinen Herde, ihr Liebe und Verehrung zur unbesleckten Gottesmutter, welcher er selbst so viel verdankte, einzufloßen.

Keine Tugend ohne Kampf,  
Kein Kampf ohne Lohn.

**E**s war ein kalter, nebeliger Dezembermorgen; der Regen fiel in schweren, langsamen Tropfen vom Dache auf die nasse kothige Straße, und doch stand die kleine Marie vor Tagesanbruch auf, kleidete sich hurtig an, verrichtete ihr Morgengebet, zündete das Feuer an, stellte der Großmutter Frühstück ganz fertig auf den Tisch, und ging mit einem Stückchen Brod in der Tasche in die halb acht Uhr Messe. Die kleine Marie war zwar ein recht gutes Kind, aber nicht immer so thätig, diesen Morgen aber hatte sie Etwas vor; sie wollte die heilige Messe in einer besondernern Absicht hören und nichts auf der Welt hätte sie vermocht, länger zu

Bitte zu bleiben und sie zu versäumen. Am  
 vorhergehenden Tage war Marie mit ihrer  
 Großmutter, die gar sehr von der Sicht ge-  
 plagt war, beim Doktor gewesen und der  
 hatte ihr eine Arznei zur Erleichterung gege-  
 ben, ihr aber zugleich als eine Hauptsache  
 empfohlen, sich warm zu kleiden, und nie in  
 einer feuchten Stube zu bleiben. Wie sollte  
 nun das arme Weib dem Rathe des Arztes  
 folgen? Unfähig zur schweren Arbeit, konnte  
 sie bei ihren Sichtsanfällen nichts als nähen;  
 aber selbst in gesünderen Tagen fiel es ihr  
 schwer, sich selbst und ihre Enkelin zu ernäh-  
 ren. Wie konnte sie sich also eine warme  
 Kleidung auf den Winter schaffen? Zudem  
 war ihre Stube feucht, und ohne ein gutes  
 Feuer sehr ungesund; bisher hatte sie es im-  
 mer nur zum Kochen angezündet und am  
 Nachmittage ausgehen lassen. Wie sollte sie  
 es nun anfangen, um den ganzen Tag Feuer  
 zu brennen? Dann mußte Marie gut lesen  
 und schreiben lernen. Das Schulgeld war  
 wohl sehr gering, aber dennoch Etwas; und  
 es blieb dem Kinde keine Zeit übrig, um Geld  
 für ihren und der Großmutter Unterhalt zu  
 verdienen. Als das arme alte Weib vom

Doktor heimkam, sprach es wenig, Marie aber begegnete den Augen der Großmutter, welche, von Thränen angefüllt, auf ihr ruheten.

„Was fehlt Dir, liebe Großmama?“ fragte sie; „bist Du krank?“

„Nein, mein Kind, aber ich weiß nicht, wie ich dem Arzte folgen soll, und was geschähe aus Dir, wenn ich den Winter bettlägerig würde?“

Marie liebte ihre Großmutter herzlich; sie hatte sie als eine arme, kleine zweijährige Waise aufgenommen, nachdem ihr Vater verunglückt und ihre Mutter bald darauf gestorben war. Marie erinnerte sich, bei den Worten der Großmutter, an Alles, was sie so lange Zeit an ihr gethan hatte und faßte sogleich den Entschluß, der sie am folgenden Morgen in so ungewöhnliche Thätigkeit versetzte.

Die Schule ward erst um neun Uhr geöffnet, Marie aber ging, wie gesagt, vor halb acht Uhr aus, um dem heiligen Messopfer beizuwohnen. Als sie zur Kapelle kam, bemerkte sie, daß sie früh daran sei und meinte, da nur wenig Leute anwesend seien, dürfe sie es wohl wagen, durch den Seiten-

gang an das Altargitter vorzugehen und sich dort hinzuknieen, statt am Eingange der Kapelle zu bleiben, wie es die Großmutter zu thun pflegte. Marie war ein reinliches, anständiges, kleines Mädchen und da, wie gesagt, wenig Leute in der Kirche waren, so verwehrete es ihr Niemand, obgleich die Armen in England gewöhnlich am Eingange der Kapelle stehen bleiben, und nicht, wie an anderen Orten, an die Altarstufen vorgehen. Bald kam der Ministrant und zündete die Lichter an, die Messe begann. Am Anfange opferte Marie, die wohl unterrichtet worden war, die Messe nach ihrer Intention auf, zog dann ihr kleines Gebetbuch hervor und las, dem Priester recht aufmerksam folgend, das Officium der Messe. Ehe die heilige Handlung aber ganz vollendet war, kam ihr die arme Großmutter und alles, was sie den kalten Winter hindurch leiden würde, in den Sinn und sie mußte weinen.

„O guter Jesus!“ sprach sie, „der Du die Kindlein auf Erden so lieb hattest, erbarme Dich meiner, und laß mich der Großmutter helfen! Gib mir Kraft, für sie zu arbeiten, und schicke Jemand, der mich dingt. O meine

eigene, liebe Mutter, bitte für mich! Daß die arme Großmutter nicht krank werden! Schicke mir Geld, daß ich ihr helfe! Ich bin ja Dein Kind; ich habe keine Mutter, außer Dir, und trage Deinen Namen. O erbarme Dich der kleinen Marie und hilf ihr, der Großmutter beistehen!"

Mariechen hatte eine zärtliche Andacht zur allerseligsten Jungfrau, sie pflegte alles, was sie bedurfte, von ihr zu verlangen, in der festen Zuversicht, daß ihr gegeben werden würde, was ihr zum Heile sei. Sie hatte auch das schöne Gebet des heiligen Bernhard gelernt, das Memorare nämlich, welches ein so lebendiges, rührendes Vertrauen zur göttlichen Mutter ausdrückt. Sie wiederholte es, und fuhr fort, von ganzem Herzen zu beten, bis sie nach einiger Zeit, voll Zuversicht und Hoffnung, die Kirche verlassen wollte.

Aber was stellte sich ihren Blicken dar? Gerade innerhalb eines halb geöffneten Kirchenstuhles, lag eine Börse, die obendrein nicht wenig voll zu sein schien. Marie hob sie auf, ihr kam es vor, als habe die gebenedeite Jungfrau ihr Gebet erhört und bereits erfüllt.

Kaum vermochte sie, ihre Ungeduld zu

bezähmen und den Inhalt nicht eher, als bis sie das Kirchenthor erreicht hatte, anzusehen. Da leerte sie den Beutel aus, und Welch ein Anblick! Auf der einen Seite zwei prächtige, werthvolle Goldstücke, ganz frisch von der Münze, auf der anderen drei halbe Kronen, sechs halbe Gulden, fünf Zwölfer und zu Mariens größter Freude zwei Groschen und einige glänzende Kreuzer! In Mariens Augen ein uner schöpftlicher Schatz! — Welche Pläne wurden da gleich entworfen! Vor Allem sollte die Großmutter ein warmes Wiberkleid, ein großes Halstuch und zwei wollene Unterröcke bekommen. Dann möchte sie so gerne der Nora und Sarah Glanagen, den Kindern einer armen irländischen Obsthändlerin, die im selben Hofe mit ihnen wohnte, und, abgesehen von den Äpfeln, die Marie hie und da erstelt, der Großmutter so freundlich in ihrer letzten Krankheit beigestanden hätte, Schuhe geben. Das Uebrige sollte zum Ankauf von Torf für die Großmutter verwendet werden — außer, ja außer den beiden Groschen und Kreuzern, welche so schön glänzten, daß sie Marie für sich behalten wollte. „Und,“ dachte sie, „sollte die

Großmutter sie brauchen, so kann ich sie ihr immer später geben, da ich sie doch nicht ausgeben will; aber das wird lange, lange hergehen bei dem vielen Gelde! O wie glücklich bin ich! Danke Dir, liebe, liebe Mutter!"

Sachte, sachte, Mariechen. Weißt Du auch gewiß, daß Dir das Geld gehört? Wird sich die Person, welche die Börse in der Kirche verlor, nicht darnach umsehen? Es waren allerdings mehrere, recht arme, elend aussehende Bettler im untern Theile der Kirche während der Messe, die eher in Verdacht kommen dürften, als ein so niedlich und reinlich gekleidetes Mädchen, wie Du. Gehst Du schnell heim, so wird Niemand ahnen, wer die Börse hat und Du wirst nie erfahren, ob sich Jemand darnach umgesehen oder nicht. Ist das aber ehrlich? Kannst Du glauben, daß unrechtes Gut von der reinen und heiligen Jungfrau, deren Gedanken, Worte und Werke stets mit dem göttlichen Willen übereinstimmen, gesendet sei? O nein,! Stecke das Geld in die Börse, Mariechen, schließe sie und fliehe die Versuchung. Weine nicht, armes Kind; Gott wird das Opfer, welches Du Deiner Pflicht bringst, lohnen.

Mariechen zog die Börse zu, trocknete ihre Thränen, ging hintenherum an die Thüre des Pfarrhofes und frug nach dem geistlichen Herrn Sullivan. Er hatte soeben die Dankfagung nach der Messe gebetet und wollte sich zum Frühstück setzen, als ihm ein kleines Mädchen, das mit ihm sprechen wollte, gemeldet wurde. Mariechen war zwar noch zu jung um ihre erste heilige Communion feiern zu dürfen, aber sie hatte häufig bei Herrn Sullivan gebeichtet und kannte ihn als einen so guten, gegen Kinder so väterlich liebevollen Mann, daß sie sich nicht im Geringssten vor ihm fürchtete. Als sie ihm die Börse gereicht und er ihr einige Fragen gestellt hatte, kam die ganze Geschichte heraus — von der Großmutter, der Sacht, dem Doktor, Mariechens Gebeten zur heiligen Jungfrau, und wie sie anfangs gedacht, die Börse komme von ihr, und was sie mit dem Gelde thun wollte, und wie sie sich aber erinnert habe, daß es nicht ehrlich sei, es zu behalten und wie es wohl verdrießlich sei, das Geld dem Geistlichen bringen zu müssen, sie aber keine vorsätzliche Sünde begehen wolle. Alles erzählte das arme Kind ihrem gütigen Beicht-

vater, und ehe sie vollendet hatte, brachen ihre Thränen von Neuem hervor.

Wie gütig war Mr. Sullivan gegen sie! Er lobte ihre Ehrlichkeit, versicherte ihr, daß Gott nie ein Ihm gebrachtes Opfer unbelohnt lasse, und führte sie, nachdem sie etwas geträstet war, in seine Küche, wo er ihr ein gutes Frühstück geben ließ und sie wieder zu sich bestellte.

Mariechens Herz war voll und schwer, sie glaubte, anfangs nichts essen zu können; bald aber stärkte sie das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, Kaffee und Butterbrod waren so gut und die Köchin nöthigte sie so herzlich zum Essen, daß sie ein frohes Frühstück einnahm, und ganz heiter und lustig dem Huse Herrn Sullivan's in sein Studierzimmer folgte.

„Weißt Du, in welchem Stuhle die Börse lag, mein Kind?“

„O ja, Euer Hochwürden; sie lag im dritten Stuhle, rechter Hand vom Gange auf der Epistelseite.“

„Das ist Herrn Leslie's Stuhl. Ja ich sah Fräulein Leslie in der Kapelle. Wo

gehst Du jetzt hin, mein Kind? erwartet Dich Deine Großmutter zu Hause?"

„Oh nein, hochwürdiger Herr. Ich brachte alles vorher in Ordnung; die Großmutter weiß, daß ich gerade nur ein Stück Brod in die Tasche stecke, wenn ich in die Messe gehe, und dann geht's gleich in die Schule. Ich lerne meine Aufgaben, bis die anderen Kinder kommen, es würde für mich zu weit nach Hause sein.“

„Nun so gehe jetzt in die Schule, Marie, und komme auf dem Wege heimwärts wieder zu mir. Da ich sehe, daß Du ein so christliches Mädchen bist, werde ich Dir ein Plätzchen als Ausgeberin zu verschaffen suchen und das Geld, welches Du verdienst, wird eine kleine Hülfe für Deine Großmutter sein; aber die Schule darf dabei nicht aufgegeben werden. Nun behüt' Gott.“

Marie ging in die Schule und that ihr Möglichstes, um recht aufmerksam zu sein; aber Herr Sullivan's Worte kamen ihr oft in den Sinn. Sie hoffte so sehnlich, durch ihn Verdienst zu erhalten, aber was wollte er damit sagen, daß die Schule nicht aufgegeben werden dürfe? Wenn sie so manchmal daran

dachte, für die Großmutter zu arbeiten, so war es in ihrem Sinne ausgemacht, daß die Schule eine Zeitlang aufgegeben werden müsse, wie konnte sie Geld verdienen und zugleich ihre Aufgaben lernen?

Folgen wir unterdessen Herrn Sullivan, der mit der Börse die muthmaßliche Eigenthümerin derselben, Fräulein Leslie, aufsuchte. Es fand sich, daß sie ihre Börse bereits vermisst hatte, aber gar nicht wußte, wo sie sie verloren haben konnte. Fräulein Leslie war eine sehr gutherzige, mildthätige Dame; sie war nicht mehr jung und lebte mit einem ihr gleichgesinnten Bruder. Obgleich nicht vermöglich, verstanden sie es, bei beschränkten Mitteln, mehr Gutes zu thun, als Andere, die zweimal so viel zurücklegen konnten. Herr Sullivan wußte, daß Fräulein Leslie ein junges Mädchen suche, welches in ihrem Hause durch Beforgung kleiner Nebengeschäfte und Aufträge aushelfe. Er wünschte zwar nicht, daß Marie das Haus ihrer Großmutter ganz verlasse, da es aber nicht weit von Fräulein Leslie's Wohnung entfernt war, so kam es, seiner Meinung nach, nur darauf an, daß Marie mehrere Stunden des Tages bei Fräu-

lein Kestle zubringe. Er äußerte sich jedoch nicht über seinen Plan, sondern erzählte einfach den Verlauf der Sache, wie er ihn von Marie gehört hatte. Fräulein Kestle war tief gerührt über die Glaubenseinfalt sowohl, als die Ehrlichkeit des Kindes, und machte selbst den Vorschlag, sie als Ausgeherin in ihrem Hause zu verwenden. Herr Sullivan entgegnete, daß sie ihre Großmutter nicht wohl ganz verlassen könne, und Fräulein Kestle ging daher gern auf den Gedanken des würdigen Priesters ein, und erklärte sich bereit, damit Mariechens Ausbildung keinen Schaden leide, ihr selbst täglich Unterricht zu erteilen.

Unterdessen trat Herr Kestle ein, hörte die Geschichte und bestand darauf, den Ankauf des Wiberkleides und warmen Shawls selbst zu besorgen. „Wir wollen Mariechen das Vergnügen überlassen, die Schuhe für ihre kleinen Gefährtinnen selbst zu verdienen, und wenn ich mich nicht täusche, werden ihre ersten Einnahmen dazu verwendet werden; die Sicht könnte aber beim alten Weibe früher anklopfen, wir dürfen sie nicht länger warten lassen.“

Wie seelenvergnügt war Marie, als sie, auf dem Heimwege von der Schule, bei Herrn Sullivan diese frohe Nachricht erhielt!

„Und die Großmama soll Kleid und Halstuch zugleich bekommen, sagen Euer Hochwürden? Und ich selbst wöchentlich achtzehn Kreuzer verdienen! Oh wie glücklich bin ich! Nora und Sarah werden ihre Schuhe gar bald haben! Und die Großmama kann den ganzen Tag Feuer brennen! O hochwürdiger Herr! die liebe heilige Jungfrau hat am Ende doch die Börse geschickt?“

„Ja, mein Kind,“ sagte der fromme Priester; „ich glaube, daß Dein Gebet erhört worden ist, aber in dem Sinne, daß Dir Kraft gegeben wurde, einer heftigen Versuchung zu widerstehen. Hätte Dir Deine heilige Mutter nicht so mächtig beigestanden, so möchte Dir das Auffinden der Börse eher zum Verderben, als zum Segen gereicht haben.“

Es ruhte aber Gottes Segen darauf!

Bis zu dem, in den folgenden zwei Jahren erfolgten, Tode ihrer Großmutter blieb Mariechen in derselben Stellung. Die Sterbestunde des alten Weibes ward durch das Bewußtseyn erleichtert, daß ihr Waisenkind bei

guten Freunden sei, die es nicht verlassen würden, so lange es sich ihrer Wohlthaten würdig betrage.

Marie ward von dortan im Hause aufgenommen, um da zu bleiben. Sie versteht jetzt bei der altersschwachen Dame die Stelle einer Haushälterin und sucht sich durch liebevolle Pflege für die in der Kindheit empfangenen Wohlthaten dankbar zu erweisen. Mit der Vertheilung der Almosen beauftragt, spendet sie die Wohlthaten ihrer Gebieter aus, und vergißt dabei nicht, in welcher Noth sie einst selbst war; sie bemitleidet daher mehr, als sie sie tadelt, jene armen, auf den Straßen bettelnden Kinder, die ihre heilige Mutter, zu der sie ihre Zuflucht nehmen könnten, nicht kennen, der Versuchung unterliegen und unsere Gefängnisse und Zuchthäuser füllen. Manche von diesen Unglücklichen rettet Marie im Namen unserer heiligsten Mutter.

Allen Eltern, Erziehern und Lehrern werden auch die nachfolgenden trefflichen Jugendschriften religiöser Tendenz dringend anempfohlen, welche jedem Kinde unbedenklich in die Hand gegeben werden können, ebenfalls in der **K. Kollmann'schen** Buchhandlung in Augsburg erschienen und direkt, wie durch jede gute Buchhandlung bezogen werden können:

**Braun** (Isabelle), Bilder aus der deutschen Geschichte. Für die reifere Jugend bearbeitet. 12. 1851. Druckvelin. brosch. 30 fr. od. 9 sgr., geb. 36 fr. od. 11 $\frac{1}{4}$  sgr.

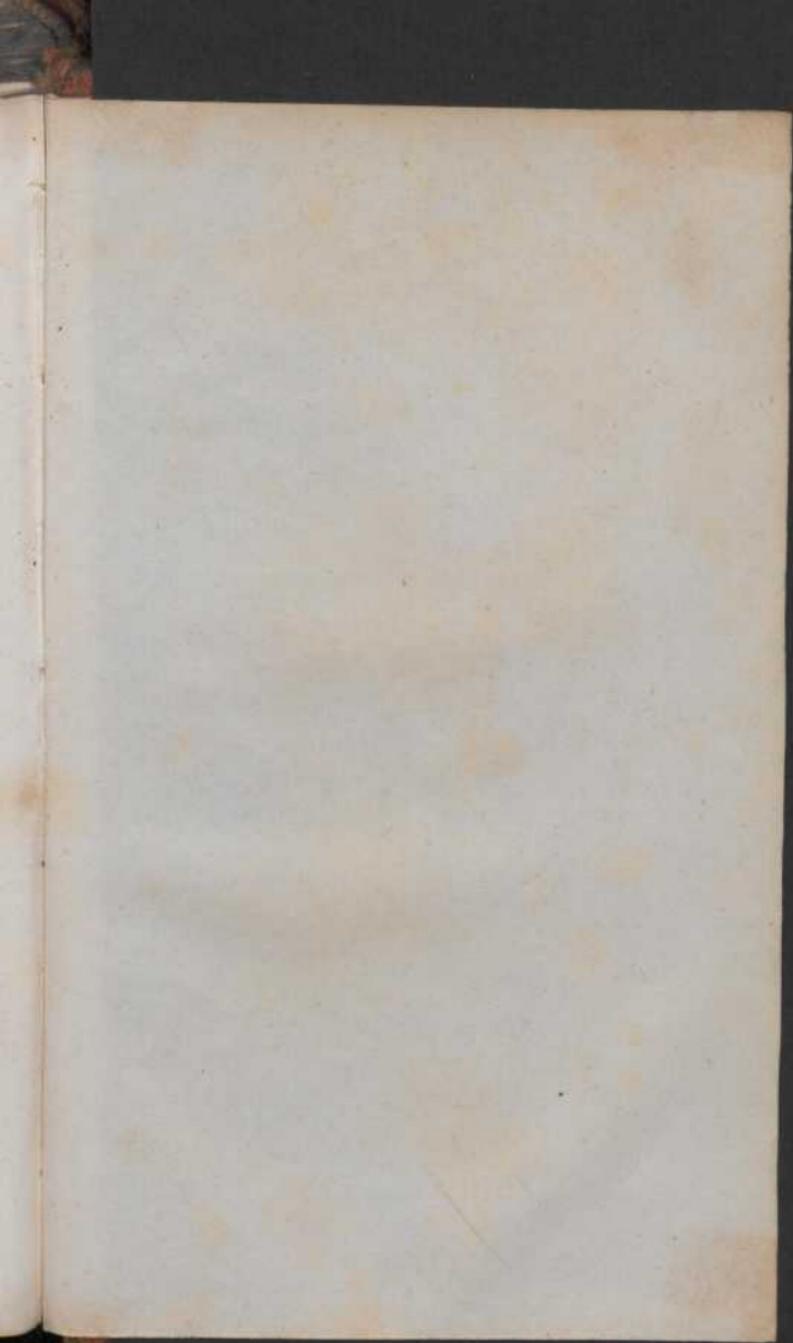
— Bilder aus der Natur für die Jugend. Mit einer Vorrede von Chr. v. Schmid. Mit Stahlst. 2te verm. Aufl. 12. brosch. 30 fr. od. 9 sgr., geb. 36 fr. od. 11 $\frac{1}{4}$  sgr.

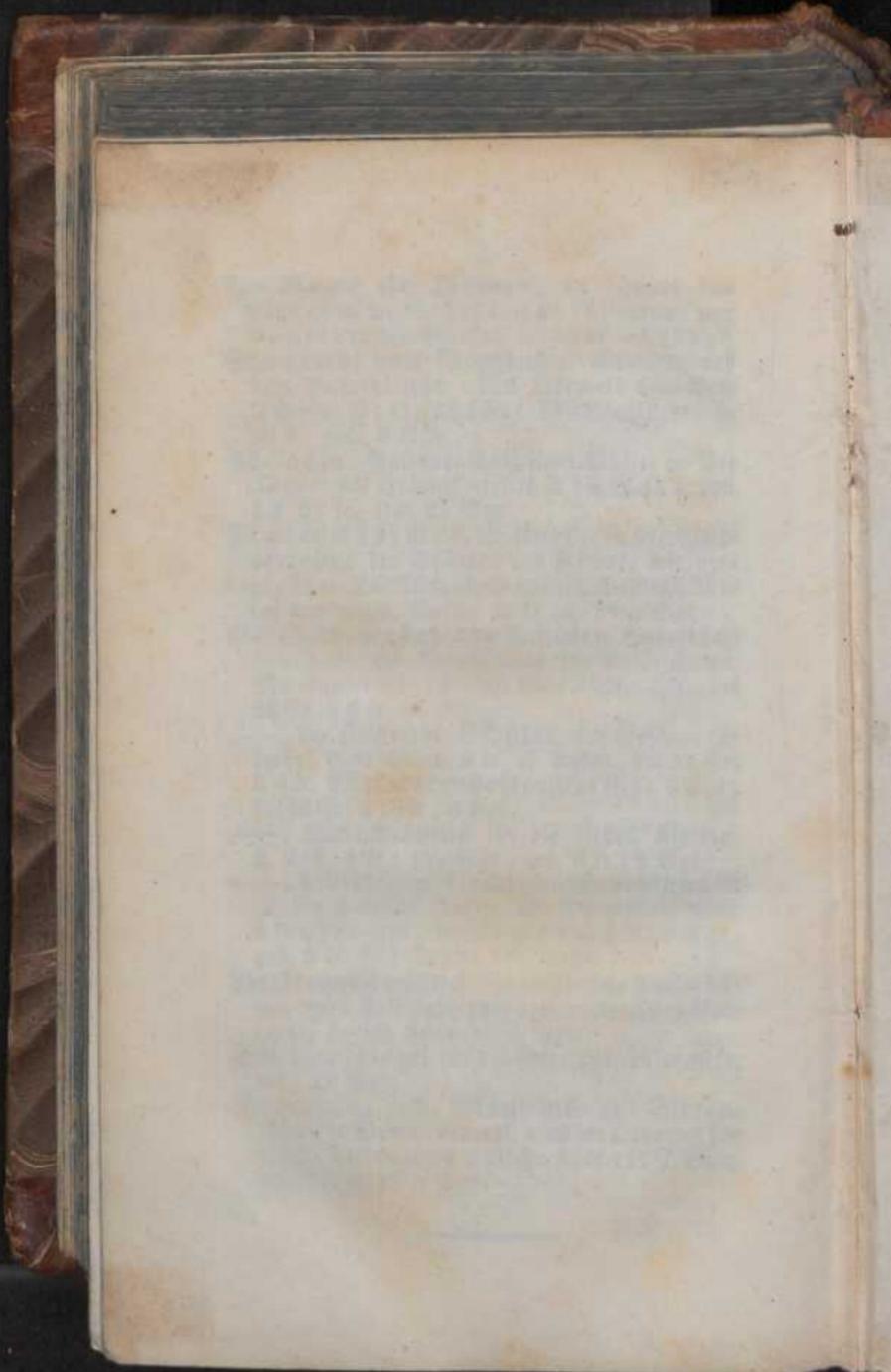
**Declamationsbuch** für kathol. Volkss- und höhere Schulen, und zum Privatgebrauche. Mit einer Anleitung zum declamatorischen Vortrage. 8. 1845. brosch. 24 fr. oder 7 $\frac{1}{2}$  sgr.

**Dörle, A., Elisabeth.** Eine Geschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge; neu erzählt und der reifern Jugend gewidmet. 8. 30 fr. oder 1 $\frac{1}{3}$  Thlr.

**Fritz** auf der Wanderschaft, oder: „Es wird schon wieder hereinkommen.“ Eine Erzählung, jungen Handwerkern auf

- der Wanderschaft zur Beherzigung gewidmet. Mit einem Vorworte vom „Verfasser der Oesterreicher.“ 2. Aufl. 8. 24 fr. ; 7½ sgr.
- Galura, Bern. v., (Fürstbischof), Christkatholisches Gebetbüchlein für die liebe Jugend. 10te rechtmäßige Auflage. Mit 1 Stahlstich. 12. 12 fr. oder 3¾ sgr.
- Gebetbüchlein, katholisches, für junge Christen. 2te verb., durch Zusätze und Kreuzweg verm. Aufl. Mit 1 Stahlst. 12. 12 fr. oder 3¾ sgr.
- Hörmann, Alois, Christkathol. Glaubens- und Sittenlehre in Denkreimen, geistl. Liedern und Gedichten, genau nach dem Katechismus der Christkathol. Religion für die Volksschulen Bayerns geordnet und zum Gebrauche für die Schulen und zur häusl. Erbauung theils gesammelt, theils selbst bearbeitet. Mit Approbation des bischöfl. Ordinariats Eichstätt. 3 Bdn. In 12. 36 fr. oder 11¼ sgr., gebunden 6 fr. oder 2¼ sgr. netto mehr. Einzeln das I. 15 fr. oder 5 sgr.; II. 18 fr. od. 6 sgr.; III. 15 fr. oder 5 sgr.
- Lechner, P. V., Der fromme Matthäus. Eine erbauliche Lebensbeschreibung besonders für Jünglinge und Jungfrauen. Mit bischöfl. Approbation. gr. 12. 1848. brosch. 9 fr. oder 3 sgr.





D  
F200  
Jug

66/1668 D

Internationale Jugendbibliothek



047002300502

Blank white label on the top edge of the book.



1.  
**Die kleinen Italiener**

oder:

Die verlorenen Kinder auf dem St. Verhar

2.  
**Helenens Traum.**

3.  
Eine Erzählung  
aus dem Ardenner-Walde.

4.  
**Keine Tugend ohne Kampf  
kein Kampf ohne Lohn.**

Erzählungen für die Jugend.

Aus dem Englischen.

**Augsburg, 1851.**

Verlag der F. Kollmann'schen Buchhandlung

